

Nr. 19 Bydgoszcz/ Bromberg, 25. Januar 1938



(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Durch die Glastür blickend, gewahrt nun auch Helbing an Ediths Seite, von dieser um Hauptеslänge überragt, ein Kleiderwunder aus zartrosa duftigem Georgette. Und als sich die Tür öffnet, erkennt er auch, wer sich mit so vollendeter Grazie in dieser Meisterschöpfung eines Wiener Modeateliers bewegt.

„Herr Helbing — Fräulein Olgers", nennt Edith ahnungslos die Namen ihrer Gäste und bittet gleichzeitig zu Tisch.

Kein Zug in Felicitas' schönem beherrschten Gesicht verrät, ob auch sie sogleich den Mann erkannt hat, der — durch die Breite des Tisches getrennt — an Ediths Seite ihr gegenüber sitzt.

Unmöglich aber kann ihr im Laufe des Tischgesprächs, das sich um Helbings javanischen Aufenthalt dreht, verborgen bleiben, daß Bernd Rainers damals so plötzlich nach Amsterdam berufener Freund heute, gleich ihr, die Gastfreundschaft des Hauses Lorenz genießt.

Und dennoch bezieht sie sich in keiner Weise auf ihre frühere Bekanntschaft; nimmt dieser unmißverständlichen Absicht jedoch alles Schwere durch das Spielerische ihres Plaudertons, der an der Oberfläche der Dinge dahinplätschert.

Je meisterlicher sie diese Komödie beherrscht, um so schwerer fällt es Helbing, unter der Maske der herkömmlichen gesellschaftlichen Höflichkeit zu verbergen, was dieses unerwartete Zusammentreffen mit Felicitas, wie auch ihr unerklärliches Verhalten in ihm auslöst. Es ist ein dumpfes, ungutes Gefühl, das ihn gegen das schöne, schillernde Menschenkind erfüllt.

Nach dem Essen nimmt man den Kaffee im Garten unter einer breit ausladenden schattigen Kastanie.

„Wie macht sich eigentlich Ihr Segelboot, Herr Helbing", will Lorenz wissen.

„Danke. Ganz ausgezeichnet. Vielleicht haben die Damen Lust zu einer kleinen Partie . . .?"

„Fein", ruft Felicitas, springt auf und klatscht kindhaft in die Hände.

„Du möchtest wohl am liebsten gleich losgondeln", meint Edith mit gutmütigem Spott.

„Ach, ja . . . ich ziehe mich bloß rasch um und dann —"

„Bleib nur schön in deiner rosa Pracht", entscheidet Edith ruhig. „Wir nehmen Herrn Helbings Einladung gern ein andermal an."

„Dann könnten wir heute vielleicht Tennis spielen", schlägt Felicitas lebhaft vor. „Ein gemischtes Doppel."

Des Hausherrn „Bitte . . ." drückt weit mehr gastfreundliche Bereitwilligkeit aus als wirklich überzeugte Zustimmung.

Die Schwester, die seine, von ihm nicht gern eingestandene Bequemlichkeit nur zu gut kennt, lächelt ihm beruhigend zu und erklärt mit freundlicher Bestimmtheit:

„Dazu habe ich heute gar keine Lust. Dagegen möchte ich aber zu gern sehen, ob unsere liebe Felicitas sich's nicht doch einmal an dem ruhigen Aufenthalt in unserem schönen Garten genug sein lassen kann."

„Nichts ist mir lieber als das", versichert die Angeredete mit gut gespieltem Enthusiasmus.

Tatsächlich fügt sie sich dann auch mit bestrickender Liebenswürdigkeit und vollendeter Weltgewandtheit durchaus in den Rahmen dieses Nachmittags, dem Edith Lorenz den Stempel ihrer geistigen Wesensart aufdrückt. Derart gestalten sich diese Stunden für Helbing so anregend, daß er zeitweise alles vergessen kann, was ihn bedrückt.

*

In der Woche, die diesem Sonntag folgt, findet in Lorenz' Kontor zwischen diesem, Helbing und Frau Dr. Rainer eine Besprechung statt.

„Somit wären also die Formalitäten, die zur Gründung der Berliner Handelsgesellschaft van Helst nötig sind, erfüllt", bemerkt zum Schluß der Bankier.

Blandine nickt, fährt nachdenklich über das helle Blond des Haares, streicht eine Strähne aus dem schmalen, lebendigen Gesicht und steht langsam auf.

„Ja, auch von meinem advokatorischen Standpunkt aus ist nichts weiter dazu zu sagen . . . Ich möchte nun gehen . . ."

Helbing, die halbgerauchte Zigarette ausdrückend, ist sofort an ihrer Seite, aber noch bevor sich die beiden von Lorenz verabschiedet haben, meldet nach kurzem Klopfen dessen Diener:

„Fräulein Olgers . . ."

Und schon steht Felicitas, schön, elegant, liebenswürdig, ein Gedicht in maisgelber, stumpfer Seide, umgeben von der zarten Wolke eines feinen, diskreten Parfüms, inmitten der Nüchternheit des Raumes.

Lorenz, der im Grunde solche Privatbesuche hier wenig schätzt, macht die beiden Damen miteinander bekannt.

Helbing kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß Felicitas diese Begegnung bewußt herbeigeführt hat und bringt nur knappe Höflichkeit auf. Seine Einstellung zu dieser blendenden Schönheit ist instinktiv feindlich; geboren aus der unbewußt triebhaften Eifersucht, die er in der Seele der von ihm geliebten Frau empfindet, und dem, ebenso unbewußt triebhaften Groll, mit dem er Felicitas die Enttäuschung nachträgt, die sie dem Freund bereitet hat. Dazu kommt heißer Zorn über die meisterhaft gemimte Harmlosigkeit dieses Fräuleins Olgers.

Ganz richtig deutet er den überlegen abschätzenden Blick, mit dem ihre grünen Augen Blandines so puritanisch gekleidete, zarte Erscheinung abtasten, und die eine ganz andere Sprache reden, als der brennend rote, wundervoll geschnittene Mund, der lächelnd belanglose Liebenswürdigkeiten hinsagt. Ahnte er, daß auch Blandine, um die

tieferen Zusammenhänge wissend, Felicitas durchschaut und darunter leidet, dann würde er seine Empörung kaum noch zügeln können.

Aber Frau Dr. Rainer hat sich vollkommen in der Gewalt. Kein Mensch vermag ihr auch nur das mindeste anzumerken. Eine gewisse Zurückhaltung ist den Herren als persönliche Note ihres Wesens zu gut bekannt, als daß es unhöflich oder auffallend wirken könnte, wenn sie den von Felicitas ausgehenden impulsiven Vorschlag eines Frühstücks zu viert mit ruhiger Bestimmtheit ablehnt.

Lorenz, den die lebhafte, etwas selbstherrliche Art der hier so ungebeten hereingeschneiten jungen Modedame peinlich berührt, ist Blandine nur dankbar dafür und verschanzt sich selbst auch sogleich hinter der Ausrede einer in wenigen Minuten stattfindenden wichtigen Sitzung.

„Schade", seufzt Felicitas, „ich dachte es mir so nett, besonders, da ich nach einem ausgiebigen und anstrengenden Shopping in der Leipziger Straße müde und hungrig bin."

„Dann tun Sie am besten, gleich zu Edith hinauszufahren. Dort finden Sie sowohl Ruhe als auch gutes Essen", rät Lorenz.

„Na, der Wink ist ja deutlich", lacht Felicitas ihn an. Und auch Blandine, die durch das vorangegangene Gespräch erfahren hat, daß Fräulein Olgers aus Wien Logiergast der Lorenzens in Dahlem ist, kann ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Felicitas, entschlossen, sich durch nichts aus ihrer sprühenden Laune bringen zu lassen, nimmt alles scherzhaft und bleibt so Herrin der Situation.

Immer gewandt und liebenswürdig plaudernd, verläßt sie mit Helbing und Blandine das Bankhaus Lorenz. Eine Kraftdroschke heranwinkend, versichert sie mit einer geradezu unangreifbar königlichen und dabei unendlich graziösen Herablassung:

„Ich habe mich wirklich ganz außerordentlich gefreut, Frau Doktor Rainer . . ."

Es ist kein freundlicher Blick, den Helbing ihr nachschickt, als er Blandine in den Wagen hilft, den er dann langsam aus dem dichten Verkehr des Zentrums über die Linden nach dem Tiergarten lenkt, um hierauf rasch weiter durch Charlottenburg bis in die vom Grunewald umsäumte Heerstraße zu fahren.

In sich versunken, scheint Blandine gar nicht gewahr zu werden, daß er die Moltkestraße rechts und dann weiter hinter sich liegend lassend, sie hier herausbringt.

Vor einem kleinen, in dieser frühen Mittagsstunde sehr spärlich besuchten Gartencafé hält der Wagen mit sanftem Ruck.

Wie erwachend blickt die Frau den Mann an, der sie bittet, hier auszusteigen.

„Warum?" versucht sie sich zu wehren. „Ich möchte eigentlich nach Hause." Sie spricht aber nicht mit der gewohnten Sicherheit; sie sieht blaß und müde aus.

Ihren halben Widerstand nicht beachtend, äußert Helbing den dringenden Wunsch, daß sie ihm eine Stunde schenken möge.

Zögernd willigt sie ein, läßt ihn eine Erfrischung bestellen und blickt in das bunte Muster der Tischdecke, als fände sie dort Linderung des Wehs, das diese plötzliche Begegnung mit Felicitas Olgers in ihr entfacht hat.

„Ich muß Ihnen etwas sagen", klingt Helbings Stimme seltsam gepreßt an ihr Ohr. „Es . . . es handelt sich um Bernd und . . ."

Blandines gesenkter Kopf fährt hoch; sie sieht in Helbings gequälte Züge . . .

Er wird mir doch nicht am Ende von Bernds Liebe zu dieser Olgers sprechen wollen?! flattert es angstvoll in ihr auf. Nur das nicht! Sie zwingt sich zu ruhiger Entgegnung, hinter der sie ihre herzklopfende Scheu verbirgt:

„Das klingt ja sehr feierlich nach „Eröffnung", Herr Helbing, und zwar nach einer Eröffnung, die Ihnen nicht leicht zu fallen scheint, zu der Sie sich aber dennoch irgendwie verpflichtet fühlen . . ."

„Allerdings . . . so ungefähr ist es schon, Frau Doktor . . ."

„Ja, dann glaube ich, daß wir uns beide die in der Luft hängende Peinlichkeit füglich ersparen können, lieber Freund. Denn, sehen Sie, ich brauche nicht mehr zu wissen, und will auch nicht mehr wissen als das, was mich angeht. Und was mich beispielsweise aus Bernds Vergangenheit angeht, das hat er mir schon alles selbst gesagt. Sein jetziges Leben aber überblicke ich genau. Ich wüßte also wirklich nicht, was Sie mir demnach im Zusammenhang mit Bernd mit solcher Einleitung mitzuteilen haben könnten."

„Fürchten Sie etwa eine taktlose Indiskretion von meiner Seite, Frau Blandine?"

„Ich fürchte gar nichts. Ich möchte nur nichts hören, was vielleicht . . ."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Das, was ich Ihnen zu sagen habe, müssen Sie anhören. Es geht dabei auch weder um die Vergangenheit meines Freundes, noch um sein gegenwärtiges Leben, wohl aber um — die Zukunft. Seit ich aus Dresden gekommen bin, warte ich auf die rechte Stunde, um mit Ihnen darüber zu sprechen. Sie wollte sich nicht ergeben. Heute erhielt ich einen Brief, der es mir unmöglich macht, noch länger zu schweigen. Deshalb nehme ich mir diese Stunde jetzt."

Und nun erzählt Helbing der aufhorchenden Frau alles das, was er von Ilse Waldner über Dozent Fechners Heilmethode gehört hat. Während er spricht, rührt er mechanisch mit dem Strohhalm in seiner Limonade und vermeidet es, sein Gegenüber anzusehen.

Erst als er seinen Bericht beendet hat, schickt er einen scheuen Blick auf die reglose Frau, die seine ausführlichen Mitteilungen weder durch Worte noch durch Gesten unterbrochen hat.

Sie sitzt kerzengerade. Wartende Spannung liegt gesammelt und gelassen auf dem schönen, jetzt durchscheinend blassen Gesicht; ein zarter Schleier verhängt die erdbraunen Augen und verbirgt ihm so den Eindruck seiner Mitteilung auf ihr Gemüt . . . Da sie nichts entgegnet, setzt er fort:

„Heute bekam ich nun einen Brief von Fräulein Waldner. Das heißt, sie selbst schreibt ja nur einige Begleitzeilen zu dem beigefügten Schreiben Dozent Fechners, mit dem dieser auf ihre Anfrage antwortet. Er ist augenblicklich in London . .

„Kann ich diesen Brief nicht selbst lesen?" fragt Blandine ruhig, und Helbing reicht ihr den Bogen, den er bereits seiner Brieftasche entnommen hat, über den Tisch hin.

London, den 18. Mai.

Sehr verehrtes, liebes Fräulein Waldner!

Ihre freundlichen, mich sehr interessierenden Zeilen wurden mir von Hamburg hierher nachgesandt, wo ich wohl noch gute zwei Wochen beruflich in Anspruch genommen sein werde. Anschließend an meine hiesige Tätigkeit habe ich sowieso in Berlin zu tun, bei welcher Gelegenheit ich den Patienten, Dr. Rainer, dessen Krankengeschichte Sie mir so ausführlich schildern, ohne weiteres in seiner Wohnung untersuchen und dabei feststellen könnte, ob seine Aufnahme in meine Hamburger Klinik zu empfehlen wäre. Ich wäre glücklich, in einem Falle, der Ihnen so sehr am Herzen zu liegen scheint, den gleichen Erfolg zu haben, wie er mir auch hier, in London, wiederum zweimal beschieden war. Ich werde mich seinerzeit in Berlin gleich bei dem von Ihnen erwähnten Herrn Helbing melden, der mittlerweile den Patienten wohl entsprechend auf meinen Besuch vorbereiten wird. Man muß bei dieser Vorbereitung ganz besonders vorsichtig zu Werke gehen, um keine psychischen Störungen heraufzubeschwören, die bei dem labilen seelischen Gleichgewicht Erblindeter immer im Bereich der Möglichkeit liegen und eine große Gefahr bedeuten.

Ich danke Ihnen jedenfalls herzlichst für diesen, für mich so ehrenden Beweis Ihres Vertrauens.

Es freut mich außerordentlich, zu hören, daß es Ihnen gut geht, und noch mehr freue ich, Egoist, mich darüber, daß die Aussicht eines Wiedersehens besteht, wenn Sie Ihre geplante Reise nach Berlin zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes einteilen wollen.

Mit verbindlichen Empfehlungen an Frau Major Förster, verbleibe ich, Sie, sehr verehrtes gnädiges Fräulein, bestens grüßend,

stets Ihr dankbar ergebener
Klaus Fechner."

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Frau im Dorf.

Erzählung von Wolf Durian.

Von der Tür ihres Häuschens steht abends Adronie, die letzte Frau im Dorf. Punkt sieben Uhr schlägt die erste englische Torpedomine dreihundert Meter hinter dem Hause ein. Dort war ein Gerstenfeld, das Adronie gehört, aber sie hatte die Gerste beizeiten eingebracht, damit die Torpedomine dort Platz zum Einschlagen findet. Seitdem kümmert sie sich nicht mehr darum.

Adronies kleines Haus steht dicht bei unserem Lager, zwei Kilometer in der Kampfzone, die kein Soldat ohne Gasmaske betreten darf. Adronie hat keine Gasmaske, sie will keine.

Adronie wäscht unsere Hemden. Die Seife ist teuer, und der Soldat zahlt nicht viel, sonst wäscht er das Hemd lieber selber. Wie die Hemden aussehen. Man trägt sie wochenlang, bei Tag und bei Nacht. Wir haben auch Läuse, wenn wir aus der Stellung kommen. Aber die Frau wäscht die Hemden, bis sie weiß sind, richtig weiß.

Schön ist Adronie nicht, aber dick. Am Waschzuber droht ihre Bluse zu platzen. Und groß ist Adronie. Wenn sie vor der Tür steht, wird es dunkel im Zimmer, und der kleine Kanarienvogel steckt den Kopf unter den Flügel. Auch die Großmutter schläft dann wohl ein. Aber bei der weiß man nie, ob sie wach ist oder schläft.

Wenn wir in Ruhe sind, gehen wir wohl jeden Abend zu Adronie hinüber, in das kleine Haus. Es hat ein Dach aus Lehm, eine Hauswurz mit roten Blüten wächst gerade über der Tür.

Wir sitzen eines Abends im Halbkreis um den Kamin. Adronie soll uns ein Märchen erzählen, ein echtes flämisches Märchen. „Ihr könnt es doch nit verstehn. — „Ja doch", sagt der Sanitätsunteroffizier, „das eine Märchen, das mit dem Kuß, könnten wir gut verstehen." — „Nix, nix", lacht Adronie, „laßt euch von die deutsche Mädels küssen!" — „Ein flamisch Mädle könnt' man schon auch mal küssen", bemerkt der Schütze Scheible. — „Mich aber nit", sagt Adronie, „ich küß min Mann und sonst nix."

„Is richtig, nickt Scheible, „aber wo isch denn der Mann?" — „Überm Kanal", sagt Adronie, „bei die Belgische." — „Weit vom Schuß!" sagt der Sanitätsunteroffizier. — „Der ist nit so fürs Schießen wie ihr und wie die Englanders Er küßt lieber." — „Ja, wie denn?" — „Wenn's nit selber weißt", meint Adronie zum Sanitätsunteroffizier, „ich kann's dir ooch nit erklären."

„Er meint", erläutert Scheible, „zum Küssen müßt mer halt näher beieinander sein."

„Min Mann kommt ooch her", sagt Adronie gemütlich. Nun sind wir sprachlos. Wir sehen uns gegenseitig an und denken: Dumm, daß der es nun auch mit angehört hat.

Vier Tage später haben wir ihn abgefangen, das heißt nicht wir, sondern die Fliegerwache von der dritten Kompanie. Kommt da ein zerlumpter, verdreckter Mann in deutscher Uniform ohne Gewehr und alles an der Bahnlinie entlang. Der Fliegerposten guckt aus dem Unterstand und sagt: „Wo kommst du denn her? Wie läufst denn du hier rum?" Da fängt der an zu laufen, was er laufen kann. „Halt!" schreit der Posten, springt heraus und rennt hinterher. „Steh oder bist hin!" Und reißt die Pistole heraus.

Drei Tage sitzt der Mann noch bei uns im Lager. In der Unteroffiziersbaracke am Tisch, draußen geht einer mit dem Karabiner auf und ab. Wir haben beschlossen, Adronie nichts zu sagen.

Bei Nacht und Nebel war der Mann durch den Kanal geschwommen, hatte sich durch Belgier, Engländer und Deutsche durchgeschmuggelt, durch den Houthoulster Wald, der voll Artillerie steckt.

Am dritten Abend, als wir in die Baracke kommen, sitzt Adronie bei ihrem Mann. Sie sprechen ruhig zusammen. Wir gehen wieder hinaus. Der Kompanieführer hat Adronie herüberholen lassen, erfahren wir. An diesem Abend wird der Gefangene zurückgebracht. Adronie ist drüben in ihrem Häuschen und wäscht unsere Hemden.

Es kommen schlimme Tage. Nachts surren englische Flieger heran und werfen Ketten von Bomben über die Büsche. Die Fensterscheiben zerspringen. Schwere Batterien schießen sich ein und streuen die Gegend ab. Eine Fünfzehnergranate mit Verzögerung schlägt in Adronies Gärtchen und zerreißt alle Blumen und Bohnenstangen. Die weiße Ziege kommt dabei ums Leben. Adronie tritt aus dem Hause und schließt die Fensterläden, denn die kleinen Scheiben sind zersprungen, und die Großmutter friert. Die Nächte sind kühl in Flandern.

Wir können auch nicht mehr im Lager bleiben. Wir sagen Adronie, sie solle zu uns in den Unterstand kommen, wir wollen für sie und die Großmutter Drahtfallen bauen. Sie steht unter der Tür ihres Häuschens und lächelt: „Min Haus ist dies."

Einmal ist wieder Beschießung. Die Staubsäulen fliegen auf, Steine und Eisensplitter sausen umher, der Erdboden brüllt. Wir stecken in dem Unterstand. Da kommt Adronie langsam über das freie Feld zu uns, schaut nicht rechts und nicht links, bis sie vor uns an der Tür des Unterstandes steht. Wir machen Platz. „Nöö", sagt sie, „in euer Loch will ich nit". Sie verlangt nach dem Futtermeister Ob er ihr ein Wägelchen und die Russenpferdchen leihen könne, sie müsse ausziehen auf Befehl der Kommandantur. Keine Wimper zuckt, wie sie das sagt: Ausziehen!

Von uns spricht keiner ein Wort. Der Futtermeister nickt nur und brummt: „Heute abend."

Die letzte Frau geht fort. Wir sind allein.

Am Abend ist es merkwürdig ruhig. Wir stehen vor dem Lager und sehen über das Feld das Wägelchen fahren mit den beiden grauen Russenpferden. Die Großmutter sitzt auf ihrem Lehnstuhl, die Nähmaschine ist da, der Käfig mit dem Kanarienvogel und alles mögliche. Adronie geht nebenher.

Einer von uns reitet mit auf Befehl des Kompanieführers.

Als sie die Straße dort oben erreichen, wo die Bäume noch stehen, dreht sich Adronie noch einmal um. Wir blicken alle dorthin und winken mit Mützen und Stahlhelmen. Adronie winkt zurück, und sie führt langsam die Hand an die Lippen und wirft uns eine Kußhand zu.

In einer späteren Nacht stürzt das Häuschen. Hoch staubt das alte Lehmdach empor. Am Morgen ist alles ein Häuflein Schutt. Nur auf einem Stück Lehm vom Dach blüht die kleine Hauswurz.

Ziege mit dem Teufel im Leib.

Heiteres von Maré Stahl.

Die Frau hatte den Mann gleich vor dem Transport der Ziege auf dem Fahrrad gewarnt. Sie sagte, sie kenne die Ziegen. Aber er hatte nur gelacht und gesagt: Eine Ziege sei kein Elefant, und er würde schon mit ihr fertig werden.

Also kamen der Mann, das Kind, die Ziege und das Fahrrad zusammen über die Landstraße. Es war ein ausgesprochen friedliches Bild. Der Mann führte das Rad, auf dem das Kind saß, und zog ruhevoll die Ziege am Strick hinterher.

Die Maler der alten Schule gaben ihren Teufeln zum Schmuck Ziegenhörner — das wird wohl so seinen Grund gehabt haben, denn die alten Maler waren nachdenkliche Leute und taten nichts umsonst.

Diese Ziege trug ihre schwarze Seele nach innen gekehrt, von außen war sie schneeweiß, sah fromm geradeaus, wobei sie nur ganz wenig links und rechts schielte, und sagte ab und zu ganz sanft: „Mäh!"

Plötzlich kam ein Kraftwagen des Weges, er fuhr sehr vorsichtig und hielt sich weit nach links, um die Idylle vor sich nicht zu stören. Der Mann sagte beruhigend: „Hohoho!" was zu der Ziege gemeint war.

Dieses Auto kam der Ziege gerade recht, sie war so lange fromm gewesen, daß ihr die Sanftmut geradezu

zum Halse heraushing. Sie nahm also ihren Vorteil wahr, stieg kerzengerade in die Luft wie ein Lippizzaner und tanzte auf den Hinterbeinen herum.

Der Mann schrie: „Steh — steh — steh!" Aber die Ziege tat gewaltig erschrocken, das war ihr gutes Recht — und sie nahm es wahr, sie bockte und gebärdete sich geradezu verzweifelt. Der Mann kam aus dem Takt, hielt mit der einen Hand das Kind und versuchte mit der anderen die Widerspenstige zu bändigen. Das Fahrrad nahm derweil einen dritten Kurs, während das Kind wie am Spieß schrie.

Der Mann verlor vollkommen den Kopf. Er hätte mindestens sechs Hände haben müssen, um alle die widerstrebenden Gewalten zu meistern. Das Kind klammerte sich schreiend an den Vater, und kurze Zeit sah er aus, als ob der Mann gedritteilt werden sollte.

Aber die Ziege war dank ihrer vier Beine in der Übermacht. Sie machte mit dem schon beschriebenen Teufelshorn einen Ausfall gegen den Mann, hakte es geschickt in das Ärmelloch seiner Weste, worauf ihm alle Knöpfe aufsprangen, und während er wenigstens den Hosenträger vor einem gleichen Schicksal bewahren wollte und danach griff, ließ er die Ziege unversehens los, und sie entfloh meckernd in die Rüben.

Zu gleicher Zeit rollte das Rad in einen kleinen Bach, dessen Brücke er eben überschreiten wollte, und das Kind, dem Gesetz der Anziehungskraft der Erde folgend, fiel kopfüber in ein Gesträuch, das sich am Wege auftat.

Auf diese Weise hatte sich eigentlich das Chaos aufs schönste geordnet, und der Mann hätte zufrieden sein müssen, daß er endlich die Hände freibekam, nachdem er in solcher Bedrängnis gewesen war. Statt dessen begann er vor Zorn zu brüllen und fuhr sich in die Haare. Er wußte nicht, was er zuerst retten sollte: Die entflohene Ziege, das ersaufende Rad oder das kreischende Kind.

Schließlich siegte seine Vaterpflicht, und er holte den Sprößling aus dem Brennesselgestrüpp! Für alle Fälle gab er ihm ein paar Maulschellen, worauf es noch heftiger schrie, und, nachdem er einige Sätze hinter der sofort flüchtenden Ziege gemacht hatte, entschloß er sich dafür, unter saftigen Flüchen das Rad aus dem Bach zu ziehen.

Es troff wie eine Wassermaus, hatte die Lenkstange verbogen und einige Speichen gebrochen. Danach fluchte er noch mehr und lehnte das Rad gegen einen Baum.

Dann ging er, die Ziege einzufangen. Sie kaute mit unverschämt nach links und rechts auswetzendem Kiefer die grünen, blanken Rübenblätter, zerknirschte mit einem schmatzenden Laut ihrer süffisanten Lippen einige Rübenbrocken und hatte das Maul so voll, daß sie nicht einmal Mäh sagen konnte, als sie vor dem Mann ausriß, sondern immer nur einen unartikulierten Schrei zustande brachte, wenn der Mann sie beinahe hatte.

Auch der Mann stieß unartikulierte Schreie aus, und beide tobten unbekümmert um den paradiesischen Abend durch das Feld, wobei der Mann dauernd zu Fall kam, denn es waren ganz ausnahmsweise große Rüben.

Endlich gab der Mann es auf. Weniger weil er die Ziege nicht bekam, sondern aus Angst, daß er sie wirklich bekäme und daß dann die Quälerei von neuem losgehen sollte. Er sagte ihr noch einiges Schmeichelhafte, was sie kopfnickend und blätterschmatzend entgegennahm, und stolperte über die Rüben zur Landstraße zurück.

Er stieg auf das Rad, nahm das heulende Kind und versetzte ihm noch eine Maulschelle, denn das Kind hatte durchaus nicht nachgelassen und bei dem Transport der Ziege dabei sein wollen. Die Frau hatte ihm auch von der Mitnahme des Kindes abgeraten, er aber sagte, sie wisse eben nicht, wozu ein Mann imstande sei.

An dieser seiner letzten Äußerung wurmte ihn etwas, er wußte nur nicht, was. Das Gefühl seiner Ohnmacht diesen drei Gewalten gegenüber, die er nicht unter einen Hut bringen konnte, brachte ihn auf.

Der Abend war paradiesisch, aber sein Herz war voller Zorn.



Lustige Ecke



Voreilig.

Der alte Per Dutt ist als Original bekannt, gemütlich und behäbig und stets dazu aufgelegt, anderen einen losen Streich zu spielen. Eines Mittags sitzt er am Fenster, unter dem unten ein schöner, weißer Pudel spielt. Da kommt zufällig auch der Hundescherer vorbei, bleibt stehen und beginnt mit Per Dutt zu schwatzen:

„Schön guten Tag, Herr Dutt. Na, da haben Sie aber einen schönen, weißen Hund!"

„Ja, ja, ist ein schöner Hund, was?"

„Ja, ja, das will ich meinen, aber Herr Dutt, sehen Sie, er müßte eigentlich geschoren werden, glauben Sie nicht auch?"

„Ja, ein wenig geschoren werden, das kann ihm nichts schaden!"

„Ja, dann, Herr Dutt, da werd' ich ihn wohl einmal mitnehmen."

„Nun, ich hab' nichts dagegen!"

Nach einer guten Stunde kommt der Hundescherer wieder mit dem Pudel an. Stolz zeigt er Per Dutt sein Werk: „Ist er nicht schön geworden, Herr Dutt?"

„Ja das muß ich schon sagen, schön ist er wirklich geworden!"

„Und billig ist's, Herr Dutt, nur eine Krone!"

„Eine Krone? Ja, das ist wirklich billig!"

„Ja, ja!"

„Soso."

„Wie ist's denn, Herr Dutt, wollen Sie die Krone nicht bezahlen?"

„Ich? Wieso?"

„Nun, wo ich Ihnen doch den Hund so schön geschoren habe!"

„Mir den Hund? Habe ich denn gesagt, daß es mein Hund ist? Der gehört doch gar nicht mir!"

*

Buschs „fürchterliche Jugend".

Wilhelm Busch wurde einmal von einer „Feinschnauze" gefragt: „Sagen Sie, Herr Busch, Sie hatten doch eine fürchterliche Jugend, nicht wahr?"

„Fürchterliche Jugend? Warum?"

„Sie haben doch als Junge Kühe gehütet."

„Einen großen Vorteil hat es jedenfalls gehabt", entgegnete lächelnd der Maler.

„Für Ihre Sachkenntnisse?"

„Nein, für meine Menschenkenntnis. Seitdem erkenne ich jeden Ochsen schon auf einen Kilometer Entfernung!" sprach's und ließ den Klugschieter stehen.

*

Die resolute Mutter.



„Nun kannst du da hängen, bis du wieder artig bist!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.